

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1928)
Heft: 10

Artikel: Otto Stoessl
Autor: Leszer, Jonas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Otto Stoessl

von Jonas Leszer

Wunderlich schrullige Werke, menschliche
Figuren mit einem Stich ins Fragwürdige ...

Man kann in der Kunst nicht um ein
Quentchen mehr, als man ist.

O. Stoessl.

Ein ernstes, liebenswertes, ehrliches, moralistisch-betrachtsames Künstlertum, das seinen Moralismus hinter einer aufgeräumten Schalkheit, hinter Humor und Ironie verbirgt, das « das ewig Traurige und Schmerzvolle, das allem Dasein mitgegeben ist, durch eine freie Heiterkeit und Launenlust des Gemütes » mildert. Ein bürgerliches Künstlertum – doch hat dies nichts mit verstockter, hoffnungslos sich bewahrender Bürgerlichkeit zu schaffen, es ist eher ironisch gegen sich selbst, wenngleich letzten Endes und im Grunde seine Bürgerlichkeit behauptend, Bürgerlichkeit als geistige und Lebensidee, nicht als politisch-taghafte Ranküne. Man ist kein bornierter Bourgeois, wenn man das Kapital den « Kaiser über den Kaisern » nennt, dem « Heere, Parlamente und Gesetze » dienen, und bitter höhnt, daß, « wer gestern durch einen Griff ein unerwartetes Geld erwarb... heute ein treuester Bewahrer der heiligen Ordnung » ist und « streng auf die ewigen Rechtsgüter baut ». Aber man ist bürgerlich, wenn man den Satz, den Gedanken niederschreibt: « Bildung ist hohes Maß und sehr bewußt: Verzicht auf Freiheit, indem ein Geist eben vielerlei abschwört und abschleift, um Form zu erhalten, welche stets mehr bindet, als sie löst. » Das ist bürgerlich gedacht, bürgerlich im hohen Sinne Stiflers und neuerdings etwa Thomas Manns. Mit anderen Worten: dieses Künstlertum ist individualistisch, Stoessl sieht immer den Menschen, den einzelnen Menschen mit seiner Not, seinem Kampf, seinen Fragen – (« Zuerst und zuletzt steht immer der Ein-

Werke: *Sonias letzter Name*. Eine Schelmengeschichte; *Morgenrot*. Roman; *Sonnenmelodie*. Eine Lebensgeschichte; *Egon und Danitza*. Novelle; *Unterwelt*. Novellen; *Irrwege*. Novellen; *Lebensform und Dichtungsform*. Essays; *Adalbert Stifter*. Essay (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). – *Das Haus Erath*. Roman (Paul List Verlag, Leipzig) – *Nachtgeschichten*. Novellen (Deutsches Buch- und Bilderwerk, Berlin). – *C. F. Meyer*. Essay; *Gottfried Keller*. Essay (in der Sammlung: Die Literatur). – Bei Reclam erschienen zwei Auswahlbändchen Novellen: *Johannes Freudensprung*; *Opfer*.

zelne, der schicksalhafte Mensch») –, nicht die Menschen, nicht soziologisch oder sozialistisch, wie er ja auch, entgegen der rational-gewaltsamen Lehrmeinung des Sozialismus von der Gleichheit aller, von der «unnach-sichtig vorher bestimmten Ungleichheit der Natur» spricht. Eine Art Naturfrommheit über alle lebenverfälschenden politischen Doktrinen hinweg spricht aus dem Werke Stoessls, der nicht an einen Drang der Menschen nach Aufhebung aller Schranken glaubt, sondern überall «das tiefste Bedürfnis nach Unter- und Überordnung, nach Erhaltung gewisser Gliederungen» wirksam sieht.

Konservativismus also? Ja, und doch wieder nicht. Stoessl weiß, daß es mit der bürgerlichen Gesellschaft zu Ende geht, er weiß es, ohne ihr nachzuweinen. «Wir stehen an unserem eigenen Grabe und können uns gerührt unseren eigenen Nachruf halten.» Das Bürgertum stirbt für seinen Verrat an sich, weil es die Ideen, die einmal Ideen waren, verraten hat. Freilich sieht Stoessl irgendwie sieghaft Neues nicht, das heraufstiege, sein Blick ist fragend und nicht sehr hoffnungsvoll in die unbekannte Zukunft gerichtet. Das «Gesalbader der Politik» ist ihm ein Hohn und ein Greuel; woran er glaubt, das ist einzig die Kunst. Freilich begegnen wir auch Tonio Kröger-Melancholien und Zweifeln gegen die Kunst, die dem Leben nachlauere, «um es für eine Gebärde, für eine neue Gestalt auszunützen». «Literatur,» sagt der Dichter Mainone im *Haus Erath*, «ist es nicht eine Schmach, von dieser Gabe besessen zu sein, das Furchtbarste, das man weiß und sieht, mit einer Art von herzloser Sachlichkeit in sich aufzunehmen, um es zu bilden und schön vorzustellen.» Aber die Antithese Kunst-Leben ist keine Grundantithese Stoessls. In seinem letzten Roman rühmt er die Kunst als das «einzige, wahre, wirkende Wissen um das Sein» und singt ihr gegen Ende des Buches einen ergreifend schönen Hymnus.

In dem Dichter Ludwig Mainone (der durch die beiden Romane *Das Haus Erath* und *Sonnenmelodie* geht) zeichnet Stoessl wohl sein heimliches Selbstbildnis: den Epiker Österreichs, einsam und scheu, ruhmlos und frei. Der Epiker Österreichs und sein Kritiker: immer wieder lodert in seinem Werk der Haß gegen das schwarzgelbe Österreich, dieses «jahrhundertlang zu Knechtesart gezogene Land», diesen «unglaublichen Staat», der «längst keinen Gedanken mehr» besaß, «der alle seine Völker zum letzten Male mit dem Messer an der Kehle langsam zum Ausbluten bringen mußte, bevor er an seinem Mord und Elend selbst auseinanderbrach.» Diesem Staatsunwesen gilt sein

inbrünstiger Haß, diesem Staat ebensosehr wie seiner Hauptstadt, Stoessls Heimatstadt Wien, und den « gutmütigen, raunzenden, sentimental verlogenen, gefühlsseligen, rohen, den Herrgott einen braven Mann sein lassenden, mit Worten begnügten, im Tun gleichgültigen » Wienern, den « im Lügenfett wollüstig schmorenden, allem Geistigen von Natur zuwideren Walzer- und Heurigenkarpfen ».

In Stoessl lebt eine große, natürliche Lust, zu erzählen, in einer meist dialogarmen Diktion zu erzählen, wie er denn einmal geradezu den Satz aufstellt, Erzählung sei in ihrer « reinsten Vollendung nichts als ein Bericht, als die indirekte Mitteilung von Geschehnissen ». Es ist natürlich unmöglich, die geistige Haltung aller seiner kürzeren und längeren Erzählungen auf eine Formel zu bringen. Die Titel der einzelnen Bände deuten ihre meist dunkle Art und Tönung an: *Unterwelt* (mit dem Leitspruch: « homo homini lupus »), *Irrwege*, *Nachtgeschichten*. Etwa das demütig-freudlose Leben der *Alten Magd*, die einigemal in den Tod geht, die der Tod aber nicht annehmen will, oder der *Tod des Firdusi*, das ruhmlose Ende des berühmten Dichters. Die bedeutendsten Novellen sind *Egon und Danitz* und *Die Erweckten in Königsberg*, jene die humorvolle Erzählung von einem arbeitsscheuen Staatsbeamten, Hochstapler und Schuldenmacher, die zweite die Geschichte jenes wunderlichen Heiligen und Narren Johann Heinrich Schönherr, der um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts lebte, und seines erfolgreichen Schülers, des eitlen Geistlichen Ebel: ein Bild jener sublimen Reaktion, die man Romantik nennt, ihrer schwärmerischen « Buhlerei in Gott » und ihrer heimsuchungsvollen Zwiespältigkeit.

Stoessls erster größerer Roman ist *Morgenrot* (1912 erschienen, 1925 umgearbeitet), eine individualistische Entwicklungsgeschichte, wie es auch sein letzter Roman *Sonnenmelodie* ist; beide könnten sie als Motto Stoessls eigenes Wort tragen: « Was wäre der Inhalt jeder epischen Folge, insbesondere des Prosaromans, anderes, als die Geschichte der Bildung, der Entwicklung eines Menschen an seiner Umwelt, in ihr, durch sie. » Ein sehr deutscher Satz, wenn man an die großen deutschen Entwicklungsromane denkt. – Der Held des Buches ist ein junger Mensch, Josef Dieter, und sein Gehalt: Kindessehnsucht, Kindestrauer, Kindeserfahrungen, Schulerlebnisse und lustige Ferienfahrten, frühe religiöse Zweifel, erste heimliche und schamvolle Liebe und inständige Jugendfreundschaft. Der erste Schauer der Kunst durchschüttert den jungen Menschen, als er Eichendorffs *Taugenichts* liest und

begreift, « was ein Dichter sei ». (Welch hohe Huldigung Stoessls vor dem wundersamen Werk!) Er liest ganz verzaubert, ist er ja selbst ein Taugenichts und Schalk, den es im Gymnasium nicht leidt, das er darum gerne mit der neubegründeten Handelsakademie vertauscht. Es folgt dann die Bekanntschaft mit der Politik, dem « Narrenturm der Politik », man muß sich auch nach einem Beruf umsehen, wird Beamter – die Jugend ist zu Ende.

Das Haus Erath ist ein figurenreicher Familienroman, der Roman des österreichischen Bürgertums zwischen 1866 und 1918. Eingebettet in das Geschick Österreichs ist das Schicksal der Familie Erath, das durch drei Generationen verfolgt wird: Geschäfte, Liebschaften, Heiraten, Familienzwistigkeiten, Erbschaftsränke, Entfremdung, Tod und Zerfall. Chef des Wiener Handelshauses Erath ist August Erath, gemessen freundlich, noch naturnah, herkömmlich-fromm und arbeitssam (« Leben und Arbeit sind kein Spaß »). Seine Kinder, vier Töchter und ein Sohn, sind schon anspruchsvoller. Die älteste, Antonie, ist eine lebensstapfere Frau, die ganz in ihren Kindern aufgeht; sie stirbt früh. Die lebenslustige Elisabeth heiratet Heinrich Frantzl, den Sohn eines befreundeten Seidenhauses, einen schon problematischen Menschen, die Ehe wird nicht glücklich. Die dritte von Eraths Töchtern, Charlotte, die klügste von allen, wird eine böse alte Jungfer, die mit allen anderen Verwandten verfeindet ist. Und die jüngste endlich, Agnes, zart, verträumt, anmutig, stirbt sehr früh, « ein ungelebtes Leben ». Hermann Ley hat um sie geworben, aber sie hat ihn abgewiesen. Wir finden ihn später in der Provinz wieder, wo er Gisa Rainer liebt und heiratet. Diese ist ein wunderbares Mädchen; adelig-frei und herrlich ausgeglichen, ihre besinnlichen Gespräche mit Hermann Ley über Leben und Lebensordnung, Menschenwesen und Menschenbildung gehören zum Schönsten und Eindringlichsten, was Stoessl geschrieben hat.

Stoessls dritter und vorläufig letzter Roman ist die *Sonnenmelodie*, ein individualistischer Künstlerroman, die Tragödie des Künstlers im Zeitalter korrupten Betriebes, des Künstlers, der immer der « Sänger einer verlorenen Melodie » ist. Johann Körrer stammt aus dem niederen Volk, sein Großvater war noch ein Pechbauer. Der linkische, traum-verlorene Junge lebt eine arme, geduckte Jugend, des Jünglings erstes großes Erlebnis ist die überklug-fiebernde, gequält-wollüstige *Tristan-Musik*, ein tief zweideutiges, erschütternd-verwirrendes Erlebnis für den jungen Menschen inmitten der sinnlichen großstädtischen Theater-

öffentlichkeit. («Nur ein Meister aller Schuld, ein Wissender, ein Tiefverstrickter, Unerlösbarer hatte dieses Werk machen können.») Es folgen Jahre der Einsamkeit und des Leids, die Demütigung eines Aushilfslehrerdaseins in einem Gebirgsdorf, eine raschgeschlossene, verfehlt Ehe – zugleich aber ein innerliches, naturunbewußtes Wachstum, ein tiefeinsames, unruhiges Leben nach innen, von ungeheuren Schauern überwältigt. Körrer ist bald bei allen Ehrsamern, den «Verstrickten, in den Betrieb Gepreßten» verfehmt, da er bei der bürgerlich-verlogenen, seelenmordenden Kunstübung nicht mittun will, nur der merkwürdige Philosoph Walter Beer, ein fried- und hoffnungsloser Mensch, hält zu ihm: «Wir müssen wenigstens an einen Menschen glauben, wenn wir leben wollen.» Verfehmt und verhöhnt, geht Körrer voll Grauen, aber zugleich in nachtwandlerischer Sicherheit seinen Weg. Vorausahnend schaut er das Schicksal seines Zeitalters, das dann im großen Krieg Selbstmord begeht. In der Nacht des Kriegsausbruches hört er die uralt-neue, die unverlorene, die «Sonnenmelodie», die Melodie seines Lebens, die «Erdenraum und Sternenkreis erklärt und befreit». Er hat aus der Hölle herausgefunden, er hat sich, wenn ihm auch noch viel Erdenleid beschieden sein mag, ins Freie, ins Helle durchgekämpft. Eine individualistische Lösung und Erlösung, vielleicht ist nur diese möglich: das ist der Glaube Stoessls.

Von des Dichters geistiger Umsicht zeugen einige kritische Bücher. Mit verehrender und wissender Liebe zeichnet Stoessl die Bildnisse dreier großer bürgerlicher Dichter: C. F. Meyer, Gottfried Keller, Adalbert Stifter. Mit geistvoller Prägnanz zeigt er den widerspruchsvollen Reiz mehr noch der zwiespältigen Persönlichkeit Meyers als seines Werkes, und das Büchlein über Keller ist ein Hohelied auf die «bürgerliche Klassizität» von Kellers großer, erzieherischer Epik. Stoessls schönster Essay ist der über Stifter, sein naturfromm-idyllisches, konservatives Dichtertum einer «gläubigpatriarchischen Humanität» und das «eigentümlich entrückte Wunder- und Wunschbare» seiner Welt. Stifters hohem Lebensbuch, dem *Nachsommer*, widmet Stoessl auch in seinem Buch *Lebensform und Dichtungsform* einen Aufsatz, wo er es einen «beseligten Abgesang der klassischen Welt und das Morgenlied einer Zukunft» nennt. Diese verehrende Liebe zu Österreichs größtem und geruhigstem Epiker verrät deutlich, wo Stoessl im tiefsten wurzelt, sprachlich und somit auch geistig-sittlich, verrät es ebenso wie das Wort von «den ewigen Lehrern unserer Sprache,

den treuen Gebrüdern Grimm ». Jenes vorhin erwähnte Buch *Lebensform und Dichtungsform* enthält sehr kluge und eindringliche Worte über den Essay, den Stoessl sehr schön als einen « Kampf mit allen Versuchungen des Geistes » bezeichnet, über Gedicht, Drama und Roman, über die Geistesarten des Skeptikers, Idealisten, Zynikers und Mystikers, über Karl Kraus und den formalen und künstlerischen Sinn seiner Satire, ihres « Hohnes und Leids, ihrer Einsamkeit und glühenden Empfindungsweisheit, ihrer Wortwollust und Sinnfülle », und über manches andere.

Stoessls Werk ist im Grunde pessimistisch, immer wieder, indirekt und direkt, ist darin die Rede von der furchtbaren Fragwürdigkeit des Lebens und des Menschen, von dem « ewigen Schauspiel, das nur zweierlei Schicksale kennt: entweder kreuzigt der eine die Menschheit, oder die Menschheit kreuzigt den einen ». Die überschwenglichen Hoffnungen vieler auf eine allgemeine Erneuerung vermag er nicht zu teilen; er nennt Europa eine « unfruchtbare Hure » und spricht von dem durch den Weltkrieg wieder einmal zerstörten Ameisenhägel, der wieder aufgerichtet wird « bis zum nächsten Weltuntergang ». Für seine Person aber bekennt er sich zu jenem « Menschheitsgefühl, das unser höchstes Erlebnis, unser eigentliches Schicksal, die Religiosität der geistigen Menschen einer entgötterten Erde bedeutet. »